

Ein »ganz wunderbarer mich tief rührender Mensch:  
Wilhelm Stauffenberg, der junge Arzt«  
Hugo von Hofmannsthal und Dr. med. Wilhelm Freiherr  
Schenk von Stauffenberg: Eine Skizze ihrer Freundschaft

Mitgeteilt von Arne Grafe

I

In der Festschrift zu Hugo von Hofmannsthals 50. Geburtstag<sup>1</sup> zählt Rudolf Borchardt im ›Eranos-Brief‹ noch einmal die schon verstorbenen Vertrauten des Jubilars auf. Darunter auch der Münchner Privatdozent für Medizin, Dr. med. Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg (1879–1918):

Dünkt es Dich nicht schön und menschlich, dies fast antike Bild der einfachen Reihe, in der ein jeder Dir ein Handzeichen seines Lebensamtes und Geisterberufs darbeit, wie der Gärtner eine Blume und der Bauer Traube und Ei? Hinter den Lebenden und schon Sichtbaren, Dir denkt, wo Dilthey und Bodenhausen und Richter und Stauffenberg und Otto Braun gestanden hätten, wenn sie noch atmeten, die nicht mehr sind, aber der Gedanke vergleicht sich Dir zu sanftem Andenken bei der Ahnung der vielen Jünglinge, die dieser Schar nur darum nicht sichtbar zugehören, weil ihr volles Herz, das sich nicht herweist, sich der noch leeren Hände vielleicht schämte.<sup>2</sup>

Dass Wilhelm von Stauffenberg hier in einem Atemzug mit Wilhelm Dilthey, Eberhard Freiherr von Bodenhausen, Raoul Richter und Otto Braun genannt wird, hebt allein schon den Stellenwert dieses Freundes im Umkreis Hugo von Hofmannsthals hervor.<sup>3</sup> Ungeachtet eines solchen Fingerzeigs dominiert im Hinblick auf die Beziehung Hofmannsthal/Stauffenberg in der Forschung noch immer die Leerstelle.<sup>4</sup> Zwar

1 Eranos. Hugo von Hofmannsthal zum 1. Februar 1924 [München 1924].

2 BW Borchardt Kommentar, S. 507.

3 In den Anmerkungen zum ›Eranos-Brief‹ Borchardts heißt es dazu lediglich: »Stauffenberg, Wilhelm von: Arzt, heute verstorben, befreundet mit Hofmannsthal« (Rudolf Borchardt, *Gesammelte Werke in Einzelbänden*. Prosa I. Hg. von Marie Luise Borchardt. Stuttgart 1957, S. 517).

4 Den ersten und bisher einzigen Versuch diese zu füllen, unternimmt Iveta Zlá mit ihrem Beitrag: »Sagen Sie Stauffenberg, wenn Sie an ihn schreiben, daß ich viel an ihn denke«. Kon-

finden sich sowohl in der kritischen Ausgabe der Sämtlichen Werke Hofmannsthal als auch in seiner Korrespondenz diverse Verweise auf den Münchner Arzt, dennoch ist der Blick auf ihre Beziehung bis dato insgesamt eher diffus geblieben. Dies mag einerseits daran liegen, dass nur wenige Belege dieser Verbindung überhaupt überliefert sind, andererseits aber auch daran, dass die spärlich vorhandenen schriftlichen Zeugnisse Stauffenbergs entweder verschollen geglaubt oder bislang nur schwer zugänglich waren.<sup>5</sup> Der vorliegende Beitrag ergänzt nun das noch vage Bild eines für Hugo von Hofmannsthal so wichtigen Gesprächspartners, Kritikers und Gegenübers und stützt sich dabei auf bislang unveröffentlichte Archiv- bzw. Nachlassfunde.<sup>6</sup>

Aufschlussreich sind in dieser Hinsicht vor allem die überlieferten Tagebuchaufzeichnungen Wilhelm von Stauffenbergs aus den Jahren 1899 bis 1909.<sup>7</sup> Darin enthalten auch der Nachweis für Stauffenbergs

takte Hugo von Hofmannsthal zu Wilhelm Schenk von Stauffenberg. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis/Studia Germanistica* 9, 2011. S. 131–136 (im Weiteren *Zlá* 2011b). Die Autorin schlussfolgert darin: »Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Kontakten des Freiherrn Wilhelm Schenk von Stauffenberg zu Hugo von Hofmannsthal bereichert die Hofmannsthal-Forschung und weist auf die Rolle Stauffenbergs in der deutschsprachigen Literaturgeschichte hin.« (Ebd., S. 136)

<sup>5</sup> So geht Iveta *Zlá* beispielsweise noch irrtümlich davon aus, dass »keine Briefe Stauffenbergs an Hofmannsthal überliefert wurden« (ebd., S. 132). Tatsächlich konnte der Verbleib von Stauffenbergs schriftlichem Nachlass (Korrespondenz, wissenschaftliche Aufzeichnungen etc.) – bis auf wenige Ausnahmen (vgl. Anm. 7) – bislang nicht ermittelt werden.

<sup>6</sup> Zugleich ist der Beitrag Teil einer größer angelegten biografischen Studie, die derzeit in Vorbereitung ist: »Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg (1879–1918) – Als Arzt unter Dichtern« (Arbeitstitel). Für die stetige Ermunterung zu dieser Arbeit und für seine unermessliche Geduld danke ich herzlich Herrn Prof. Danek (München) und für ihren Zuspruch und entscheidende Hinweise, Frau Prof. Emonts (Madeira). Zugleich danke ich folgenden Institutionen und ihren Mitarbeitern, sowie den Inhabern für die Bereitstellung der Bildvorlagen und für die Abdruckgenehmigungen: Deutsches Literaturarchiv (Marbach a. N.), Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt a. M.), Houghton Library der Harvard University (Boston [MA]), Rilke-Archiv (Gernsbach), Universitätsbibliothek der Philipps Universität (Marburg a. d. L.).

<sup>7</sup> Holger Fließbach hat in seiner Dissertation erstmals auf die Existenz dieser privaten Aufzeichnungen hingewiesen (Holger Fließbach, Mechtilde Lichnowsky. Eine monografische Studie. München 1973 [im Weiteren Fließbach 1973], S. 41). Er bezieht sich darin allerdings auf nur ein Tagebuch, das den Zeitraum »April 1899 bis Februar 1901« (ebd., S. 41) abdeckt. Auf dasselbe Tagebuch verweist auch Anne Martina Emonts. Es wurde ihr von dem Münchner Rechtsanwalt Dr. Peter von Borch, der es für Leonore Lichnowsky (Mechtilde Lichnowskys Tochter) verwahrte, für ihre Dissertation (Mechtilde Lichnowsky – Sprachlust und Sprachkritik. Annäherung an ein Kulturphänomen, Würzburg 2009 [im Weiteren Emonts 2009]) »zur Durchsicht zur Verfügung« gestellt (ebd., S. 115, Anm. 6). Sie spricht zwar ebenfalls von nur einem Tagebuch, datiert die Aufzeichnungen aber bereits auf »1899–1902 [1905?]<« (ebd., S. 114, Anm. 2). Somit deutet sie bereits auf ein zweites Tagebuch hin, das sich ebenfalls erhalten hat. Dr. von Borch stellte auch mir im Jahre 2011 freundlicherweise diese beiden Original-Tagebücher für einen längeren Zeitraum zur Verfügung, so dass ich

Erstbegegnung mit Hofmannsthals Schaffen: Es ist der Band »Theater in Versen« (»Die Frau am Fenster«. »Die Hochzeit der Sobeide«. »Der Abenteurer und die Sängerin«), erschienen im Frühjahr 1899 bei S. Fischer.<sup>8</sup> Der junge Baron liest die Buchausgabe mit den drei lyrischen Dramen Hofmannsthals während eines längeren Aufenthalts bei seinem Onkel Franz<sup>9</sup> auf Schloss Risstissen, dem Stammsitz der Schenken von Stauffenberg. Ende August 1899 notiert er sich dazu in sein Journal:

Hugo von Hofmannsthal Hochzeit der Sobeide

D'Annunzio in der Fülle – Klangschönheit u[nd] ein harmonisch voller Fluss der Sprache – ohne die Glut der Leidenschaft u[nd] die alles durchzitternde spannende Sinnlichkeit – Maeterlinck in der Feinheit [–] Anmut u[nd] Neuheit der Bilder doch ohne die erhabene Reinheit u[nd] den idealistischen Mystizismus – Weniger aufrichtig u[nd] hingebend wie beide, weniger warm u[nd] aus der eigenen Seele schöpfend – mehr äußerlicher Künstler [...]. –<sup>10</sup>

Der Einfluss Gabriele d'Annunzios und Maurice Maeterlincks auf Hofmannsthals frühe dramatische Werke ist bekannt.<sup>11</sup> Bedeutsam ist je-

diese im Rahmen meiner o. g. Studie über Wilhelm von Stauffenberg (vgl. Anm. 6) auswerten konnte. Beide Originaltagebücher (Bd. 1: 1899 bis 1901 und Bd. 2: 1901 bis 1909) befinden sich heute im Nachlass Mechtilde Lichnowskys im Deutschen Literaturarchiv Marbach a. N. (DLA), A: Lichnowsky, Mediennummer: HS011061111 resp. HS011061158 [im Weiteren Tagebuch 1 resp. Tagebuch 2].

<sup>8</sup> Hugo von Hofmannsthal, »Die Frau am Fenster«. »Die Hochzeit der Sobeide«. »Der Abenteurer und die Sängerin«. Theater in Versen. Berlin 1899 (SW V Dramen 3, »Überlieferung«, S. 328; dort als 13 D<sup>2</sup> gekennzeichnet). Stauffenbergs persönliches Exemplar dieses Drucks konnte bislang nicht aufgefunden werden.

<sup>9</sup> Es handelt sich um den Juristen und späteren Augsburger Staatsanwalt Dr. jur. h. c. Franz August Schenk Freiherr von Stauffenberg (1834–1901), einen Bruder des Vaters von Wilhelm von Stauffenberg (vgl. Gerd Wunder, Die Schenken von Stauffenberg. Eine Familiengeschichte. In: Schriften zur Südwestdeutschen Landeskunde. Hg. von Hansmartin Dekker-Hauff, Ferdinand Elsener, Hans Jänichen u. a. Bd. 11. Stuttgart 1972, S. 482).

<sup>10</sup> Tagebucheintrag Wilhelm von Stauffenbergs [Risstissen, Ende August 1899] (Tagebuch 1, [S. 85]). Die Auszüge aus Stauffenbergs Tagebüchern werden wortgetreu wiedergegeben. Bei offensichtlichen Fehlschreibungen wird in den Anmerkungen auf die korrekte Form hingewiesen; bei Zweifelsfällen, die sich bei der Entzifferung des handschriftlichen Originals ergeben haben, wird ebenso verfahren. Im Sinne einer besseren Lesbarkeit werden Abkürzungen aufgelöst (z. B. »u[nd]« statt »u«) und stellenweise ergänzen behutsam vorgenommene Zusätze den Satzbau (meist in Form von Satzzeichen [z. B.: »[-]«]. Die handschriftliche Paginierung auf den Einzelseiten des Journals wird in eckige Klammern gesetzt und an entsprechender Stelle in die Anmerkungen übernommen.

<sup>11</sup> Vgl. u. a. Manfred Durzak, Ästhetizismus und die Wende zum 20. Jahrhundert: Gabriele D'Annunzio, Hugo von Hofmannsthal und Stefan George. In: Das Europa-Projekt der Romantik und die Moderne: Ansätze zu einer deutsch-italienischen Mentalitätsgeschichte. Hg. von Silvio Vietta. Tübingen 2005, S. 143–157; Gerhard Neumann, Proverb in Versen oder Schöpfungsmysterium? Hofmannsthals Einakter zwischen Sprach-Spiel und Augenblick. In: HJb 1, 1993, S. 183–234; Dirk Strohmans, Die Rezeption Maurice Maeterlincks in

doch, dass Stauffenberg, auch über die vom Dichter bewusst gesetzten Hinweise hinaus,<sup>12</sup> diese Verbindungslinien – auf der Suche nach Vorbildern – differenziert aus den Stücken herausliest. Mit seinem Gespür für den avantgardistischen Ton der Zeit, erkennt er in Hofmannsthal zwar den versierten Lyriker aber zugleich den (noch) unfertigen Dramatiker:

H[ofmannsthal] ist kein genialer Mensch wie diese – sein Verdienst ist unsere Sprache zu einer selten poetischen Ausdrucksfähigkeit gestaltet zu haben. Er hat das Unmögliche gethan[,] sie musikalisch zu machen klangschön<sup>13</sup>-farbenreich u[nd] bilderdurchwoben [...] – dagegen ist seine dramatische Begabung herzlich schwach – auch die Gegenstände nicht besonders interessant.<sup>14</sup>

Vor allem aber stört Stauffenberg die Überbetonung des Sprachlich-Decorativen bei Hofmannsthal und die scheinbare Wesenlosigkeit seiner Figuren. Immerhin kann er den Monologen noch etwas Positives abgewinnen:

Es machen diese 2 Dinge<sup>15</sup> Eindruck wie wundervolle golddurchwebte Tücher – einzelne kostbare Fetzen lose – wie es kommt auf ein beliebiges dazu zusammen gezimmertes Gerüste gelegt – nichts Großzügiges – Kühnes – Ganzes – sondern Detailmalerei –

Die Personen haben kein Blut – sie sagen nur schöne Sachen – sie sind für den Dichter nur das Mittel sie an den Mann zu bringen – Der Schauspieler findet nichts wie das kostbare Kostüm – den Leib, den Menschen, den Charakter muss er selbst schaffen. –

Die Frau am Fenster<sup>16</sup> eine Episode nach einer Erzählung in D'Annunzios *sogno d'una mattina di primavera*<sup>17</sup> – da ist nichts dran als ein paar wundervolle Monologe – freilich ein köstliches Nichts – aber was hätte sich aus D'Annunzios Erzählung machen lassen!<sup>18</sup>

den deutschsprachigen Ländern (1891–1914), Bern 2006, darin insbesondere S. 462–522.

<sup>12</sup> Hofmannsthal stellt seinem Drama »Die Frau im Fenster« (1897) folgendes D'Annunzio-Zitat voran: »La demente: »Conosci la storia di Madonna Dianora? / Il medico: »Vagamente. Non ricordo più«... / Sogno d'un mattino di primavera« (SW III Dramen 1, S. 93).

<sup>13</sup> Wort nicht zweifelsfrei zu entziffern.

<sup>14</sup> Tagebucheintrag Wilhelm von Stauffenbergs [Risstissen, Ende August 1899] (Tagebuch 1, [S. 85f.]).

<sup>15</sup> Hier wohl bezogen auf das zuvor Erwähnte, dass Hofmannsthal »unsere Sprache«, (1) »musikalisch« bzw. »klangschön-farbenreich« und (2) »bilderdurchwoben« gemacht habe.

<sup>16</sup> So im Original; richtig ist: »Die Frau im Fenster«.

<sup>17</sup> So im Original; richtig ist: »Sogno d'un mattino di primavera«.

<sup>18</sup> Tagebucheintrag Wilhelm von Stauffenbergs [Risstissen, Ende August 1899] (Tagebuch 1, [S. 86]).

Auch die beiden anderen Stücke des Bandes, auf die Wilhelm von Stauffenberg in seinem Journal Bezug nimmt, überzeugen ihn nur bedingt:

Das Titelstück<sup>19</sup> stofflich wohl das Beste. Aber auch da findet man nur Edelsteine u[nd] keine Krone, herrlich der Monolog der Abend darf nicht kommen!!! mit seinen 2 Steigerungen!<sup>20</sup> [...].

Endlich der »Abenteurer und die Sängerin« gänzlich formlos u[nd] im zweiten Teil sogar recht schwach. Aber doch ist recht viel Gutes daran – das Beste der Baron der einzige wirklich gestaltete Mensch,<sup>21</sup> ein wirklich glücklicher Griff. – Alle anderen treten zurück –<sup>22</sup>

Und so konstatiert er am Schluss:

Es ist viel Schönes in dem Buch aber es hat keine tiefere Saite in mir angeschlagen, als eben die der äußerlichen Schönheit – er [Hugo von Hofmannsthal] gehört nicht zu den Dichtern meiner Tafelrunde, er ist zu wenig rein menschlich – zu wenig einfach u[nd] offen – zu wenig intim; [...].<sup>23</sup>

Während Stauffenberg, der spätere Mediziner, diese Gedanken zu Papier bringt, ist er in München noch für ein Studium der Rechtswissenschaften eingeschrieben.<sup>24</sup> In Risstissen soll er sich auf ebendiese Studien konzentrieren, doch wann immer es ihm möglich ist, widmet er sich den schönen Künsten, insbesondere der Literatur.<sup>25</sup> Und so kommt – ganz nebenbei – ein immenses Lektürepensum zusammen: Henrik Ibsen,

<sup>19</sup> Gemeint ist wohl »Die Hochzeit der Sobeide«.

<sup>20</sup> Vgl. den zentralen Monolog der Sobeide in der ersten »Verwandlung« (SW V Dramen 3, S. 23,29 bis S. 25,23): »Der Abend darf nicht kommen, der mich hier an diesem Fenster fände ohne Dich: [...] Der Abend darf nie kommen, wo ich hier so stünde, aller Druck der schweren Schatten, der Eltern Augen, alles hinter mir [...] Der Abend darf nie kommen, wo ich dies mit solchen Augen sähe, die mir sagten: [...] Der Abend darf nie kommen, der mit tausend gelösten Zungen schreit: Warum denn nicht?« (SW V Dramen 3, S. 24,20 bis S. 25,18).

<sup>21</sup> Hauptfigur des Dramas: »Ein Abenteurer, unter dem Namen Baron Weidenstamm« (SW V Dramen 3, S. 96).

<sup>22</sup> Tagebucheintrag Wilhelm von Stauffenbergs [Risstissen, Ende August 1899] (Tagebuch 1, [S. 86]).

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Vgl. Mechtilde Lichnowsky. 1879–1958. In: Marbacher Magazin 64, 1993. Bearbeitet von Wilhelm Hemecker [im Weiteren MM 64], S. 55.

<sup>25</sup> Vgl. Tagebucheintrag Wilhelm von Stauffenbergs, Risstissen, 10. August [1899]: »Franz angekommen u[nd] damit meinem still beschaulichem Leben ein Ende gemacht – werde mich bequemen müssen aus den lichten Höhen der Phantasie, von den Wolken auf die Erde steigen müssen – u[nd] mich in recht reale – allzu reale Dinge zu [!] stürzen – römisches Recht – der Sturz ist hoch u[nd] ich will sehen obs ohne blaue Flecken abgeht – jedenfalls werde ich mich schwer dran finden – u[nd] schließlich bleibt mir ja noch der Abend[,] um wenigstens nach einer Wolke ein wenig hinaufzuschließen –« (Tagebuch 1, [S. 80]).

Anatole France, August Strindberg, Friedrich Hebbel, Johannes Schlaf, Theodor Fontane, Henry James, Hermann Sudermann, Gerhart Hauptmann und auch Hofmannsthal – um nur wenige zu nennen.<sup>26</sup> Die profunde Einschätzung des 20-jährigen in Bezug auf Hofmannsthals frühe Dramen ist somit durchaus fundiert und größtenteils sogar im Einklang mit der ambivalenten Aufnahme von Hofmannsthals Bühnenwerken durch die Presse und das deutsche Publikum.<sup>27</sup>

## II

Aufzeichnungen Hugo von Hofmannsthals vom 2. Mai 1908<sup>28</sup> legen nahe, dass dem Österreicher sowohl Wilhelm von Stauffenberg als auch Fürstin Mechtilde Lichnowsky, die enge Jugendfreundin Stauffenbergs,<sup>29</sup> bereits seit Februar/März 1908 – zumindest flüchtig – bekannt gewesen sein sollen.<sup>30</sup>

Langer Aufenthalt in Berlin vom 20. Februar bis 1<sup>ten</sup> April 1908.  
gesehene Menschen.

[...]

Die Fürstin Lichnowsky, geborene Arco und ihr Mann. Ihre Erzählungen von ihrer Jugend. Leidenschaftliche, fast beunruhigende Offenheit. Natursinn. Thiersinn. Leidenschaftliche Bewunderung für ihre Schwester Harrach und Hass gegen die Familie Harrach. Details über ihren Großvater Arco, Naturmenschen, Tyrannen über Frau und Kinder (12 oder 14); lebt meist in zerrissener Joppe auf der Jagdhütte, liebt leidenschaftlich Edelsteine und hält sich gezähmte Adler in Menge, denen er im Alter ähnlich sieht.

Baron Stauffenberg Arzt, Freund der Lichnowsky. [...] Ein unvergleichlich feines anziehendes Gesicht. Ein wenig verwachsen. Vorzügliche Hände.

<sup>26</sup> Vgl. Tagebuch 1, [S. 39–126].

<sup>27</sup> Vgl. die »Zeugnisse« in SW III Dramen 1, S. 527–536, und SW V Dramen 3, S. 375–381 und S. 502–509.

<sup>28</sup> »Vielleicht Verschreibung für 2. IV., Hofmannsthals ersten Tag in Rodaun nach der Berlinreise« (SW XXXIX Aufzeichnungen [Erläuterungen], S. 885, Anm. 561,1).

<sup>29</sup> Vgl. MM 64, S. 55.

<sup>30</sup> Vgl. BW Oppenheimer II, S. 46, Anm. 80: »Hofmannsthal, der ihn 1908 [!] kennengelernt hatte, war von ihm sofort stark beeindruckt«. Eine Erstbegegnung im Jahr 1908 wird von anderer Seite nicht bestätigt, sondern eher ausgeschlossen (vgl. Anm. 31). Ellen Ritter (†), Mitherausgeberin der »Kritischen Ausgabe«, zweifelte hingegen nicht am genannten Datum: »Selten ist eine Aufzeichnung so gut datiert wie diese. [...] Ich sehe keinen Grund, warum man diesen Angaben Hofmannsthals mißtrauen soll.« (Ellen Ritter an Arne Grafe, 28. Februar 2008).

Einen Lungenflügel als Bub verloren durch die Gemeinheit eines Landarztes. Ist 28 Jahre alt.<sup>31</sup> Sein Spezialfach ist Psychopathologie.<sup>32</sup>

Mit seiner auffälligen äußerlichen Erscheinung und seiner Spezialisierung auf psychiatrische und hirnanatomische Forschungen beeindruckt Wilhelm von Stauffenberg Hugo von Hofmannsthal demnach vom ersten Moment an. Wann genau und in welchem Zusammenhang eine Zusammenkunft im Jahr 1908 in Berlin jedoch stattgefunden haben könnte, lässt sich aufgrund der Quellenlage nicht rekonstruieren.<sup>33</sup> Daher muss allgemein hin angenommen werden, dass es zur ersten nachhaltigen persönlichen Begegnung erst Ende Februar 1909 gekommen ist.<sup>34</sup> Der junge Baron Stauffenberg, der nach dem juristischen Staatsexamen an der Königlich Bayerischen Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) ein Studium der Medizin aufgenommen hat,<sup>35</sup> steht Anfang 1909 bereits kurz vor seiner Promotion zum Dr. med.<sup>36</sup> Im Februar und März des

<sup>31</sup> Die Altersangabe spricht für eine erste Begegnung im Jahr 1908: Wilhelm von Stauffenberg feierte am 24. März 1908 seinen 29. Geburtstag.

<sup>32</sup> Aufzeichnung Hofmannsthals, 2. Mai 1908 [1909?] (SW XXXVIII Aufzeichnungen, S. 562, 6–18). Vgl. dazu auch SW XVIII Dramen 16, S. 553, Anm. 332,26. Das Originalheft (H VII 10) mit dem entsprechenden Eintrag (»S. 29–32 oben: 1147«) befindet sich in der Houghton Library unter der Archivsignatur bMS Ger 147.11 (10) (SW XXXIX Aufzeichnungen [Erläuterungen], S. 10). Es ist dies die erste nachgewiesene Erwähnung Wilhelm von Stauffenbergs durch Hofmannsthal.

<sup>33</sup> Aufzeichnungen Stauffenbergs aus dem Jahr 1908, die evtl. Aufschluss über ein solches Zusammentreffen geben könnten, sind im Tagebuch nicht enthalten. Auch in den Tagebüchern Harry Graf Kesslers, denen diverse Hinweise über Hofmannsthal zu entnehmen sind, fehlt eine entsprechende Auskunft darüber (vgl. Harry Graf Kessler, *Das Tagebuch*. Bd. 4: 1906–1914. Hg. von Jörg Schuster. Unter Mitarbeit von Janna Brechmacher, Christoph Hulse, Angela Reinthal und Günter Riederer. Stuttgart 2005, S. 421–443).

<sup>34</sup> Für die auch meinerseits geteilte Annahme, Hofmannsthal, Lichnowsky und Stauffenberg seien sich erst 1909 erstmals begegnet, spricht ein Zusatz, den Hofmannsthal seiner Erwähnung Mechtilde Lichnowskys und Wilhelm von Stauffenbergs an entsprechender Stelle im Notizbuch voranstellt (Abb 1): »dazu kamen 1909« (SW XXXVIII Aufzeichnungen, S. 562, 5). Zur ersten Kontaktaufnahme im Jahr 1909 vgl. SW XVIII Dramen 16, S. 332, 26; BW Lichnowsky, S. 147 und S. 149; Iveta Zlá, *Ich habe schon lange nichts erlebt, was dieser Aufführung gleich käme. Die Kontakte der Fürstin Mechtilde Lichnowsky zu Hugo von Hofmannsthal*. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis/Studia Germanistica* 8, 2011 [im Weiteren Zlá 2011a], S. 73.

<sup>35</sup> Vgl. MM 64, S. 55.

<sup>36</sup> Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg: *Zwei Fälle von Hemianästhesie ohne Motilitätsstörung*. In: *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten* (Berlin) 45, 1909, H. 2, S. 683–715. In den Jahren 1909 bis 1913 spezialisiert sich Stauffenberg auf dem Gebiet der Neurologie und Psychiatrie, indem er seine medizinische Ausbildung in Berlin (H. Oppenheim), Paris (J. J. Déjerine; P. Marie) und Zürich (C. v. Monakow; E. Bleuler) fortsetzt. Nach seiner Habilitation ist er bis zu seinem Tod in München als Privatdozent für Innere Medizin an der II. Medizinischen Klinik tätig.

Jahres hält er sich nachweislich in Berlin auf und trifft dort im Beisein der Fürstin Lichnowsky u. a. Gerhart Hauptmann.<sup>37</sup>

Obwohl die Aristokratin Mechtilde Lichnowsky entgegen ihrer gesellschaftlichen Stellung zeitlebens keinen Salon in Berlin eröffnet hat,<sup>38</sup> protegiert sie ihren Freund Wilhelm von Stauffenberg dennoch, wann immer es ihr günstig erscheint. Und so bietet möglicherweise bereits eine Teestunde mit Hugo von Hofmannsthal, die jener seinem Vater voller Vorfreude mitteilt,<sup>39</sup> Gelegenheit einander näher kennenzulernen bzw. weitere Treffen mit Stauffenberg anzubahnen. Denn nur zwei Tage später kann Stauffenberg in seinem Journal vermerken: »Diner im Espl[anade] mit Hoffmannthal<sup>40</sup> u[nd] Kessler. –«. <sup>41</sup> Und ganz seiner Profession entsprechend, diagnostiziert er sogleich:

Hoffmannsthal.<sup>42</sup>

Oesterreicher reinsten Wassers – daraus eine gewisse mangelnde Intensität – Volubilität – mittelbares Verhältnis zu seinen Figuren. Keine Menschenkenntnis – ohne Intuition – verhängnisvolle aber symptomatisch interessante Fascination durch pathologisches Geschehen[,] damit aus dem Kreis des allgemein-menschlichen herausgetreten – I[ch] f[inde] es ist das ein Zeichen eines Mangels an wirklicher großer künstl. Gestaltungskraft. – der hervorsteckende Eindruck den M[echtilde] mit ihm machte Vitalität – animalische

<sup>37</sup> Tagebucheintrag Gerhart Hauptmanns: »Berlin [Paraggi. Dienstag d[en] 14 März 1909.] Diner beim Fürsten Lichnowsky. Die Fürstin. Bethmann Hollweg. | Herzog u[nd] Herzogin v[on] Trachenberg. Gr[af] Hochberg. Baron v[on] Stauffenberg | Bildhauer Kolbe u[nd] Frau etc.« (Gerhart Hauptmann, Tagebücher 1906 bis 1913. Mit dem Reisetagebuch Griechenland – Türkei 1907. Nach Vorarbeiten von Martin Machatzke hg. von Peter Sprengel. Frankfurt a. M./Berlin 1994, S. 234). Dass es sich bei »Stauffenberg, Baron von« (so im Namensregister) tatsächlich um Wilhelm von Stauffenberg handelt, bestätigt wiederum das Tagebuch des Arztes (vgl. Tagebuch 2, [S. 49]).

<sup>38</sup> Vgl. Petra Wilhelmy-Dollinger, Die Berliner Salons. Mit historisch-literarischen Spaziergängen. Berlin/New York 2000. S. 377 f.

<sup>39</sup> Hofmannsthal an den Vater, Berlin, 18. Februar 1909: »Heute trinken wir Thee in dem neuen ganz amerikanisch prunkvollen Esplanade-hôtel bei der Fürstin Lichnowsky, geb. Arco, die eine ganz charmante junge Frau ist.« (Zitiert nach SW XXXIX Aufzeichnungen [Erläuterungen], S. 887 [562, 6]). Dieser Zusammenkunft mit dem Fürstenpaar war unmittelbar davor noch eine weitere Begegnung Hofmannsthals mit Mechtilde Lichnowsky vorausgegangen. Sie waren sich im Salon von Cornelia Richter (1840–1922) über den Weg gelaufen: Ein »diner bei Frau Richter mit vielen alten schiechen Fürstinnen, aber auch einzelnen jüngeren darunter der sehr charmanten Fürstin Lichnowski, geborene Arco. Diese bildet eine angenehme neue Bekanntschaft [...]« (Hofmannsthal an den Vater, Berlin, 8. Februar 1909, zitiert nach BW Lichnowsky, S. 158).

<sup>40</sup> So im Original.

<sup>41</sup> Tagebucheintrag Wilhelm von Stauffenbergs, 20. Februar 1909 (Tagebuch 2, [S. 34]). Mit »Kessler« ist Harry Graf Kessler (1868–1937) gemeint.

<sup>42</sup> So im Original.



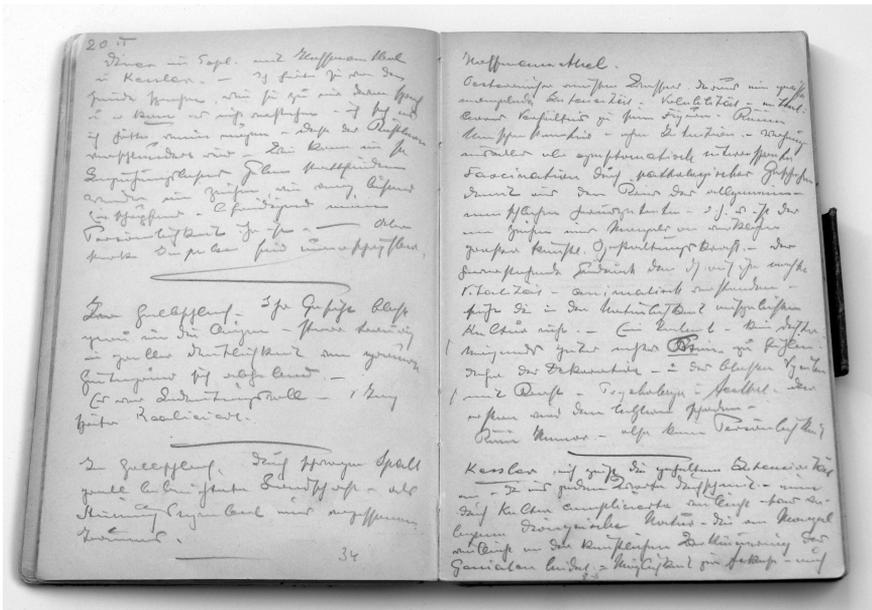


Abb. 2: Wilhelm von Stauffenberg, Tagebucheintrag (Berlin, 20. Februar 1909) (Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N., A: Lichnowsky, Mediennummer: HS011061158)

verstanden<sup>43</sup> – sieht die in der Natürlichkeit mißgelückte Kultur nicht. – Ein Talent – kein Dichter [-] Nirgends guter echter Sinn<sup>44</sup> zu fühlen – daher das Dekorative – u[nd] das bloße Spielen mit Kraft – Psychologe u[nd] Aesthet – aber ersterer wird dem letzteren schaden – Kein Humor – also keine Persönlichkeit

Kessler, mich greift die gehaltene Intensität an – die aus jedem Worte durchscheint – eine durch Kultur complicierte vielleicht etwas verlegene kongeniale Natur – die am Mangel vielleicht an der künstlichen Verkümmernng des Genialen leidet – Möglichkeit zur Askese – auch zum Fanatismus – Sein Leiden[:] Fehlen der Produktivität<sup>45</sup>

Anhand des besonderen Tons dieser Charakterisierungen ist aber be-

<sup>43</sup> Vgl. die Äußerungen Mechtild Lichnowskys über Hugo von Hofmannsthal in einem Brief vom 24. Mai 1909 an ihre Schwester Helene Harrach: »Eigentlich ist er ordinär u. nichtssagend; aber er hat, gleichsam wie einen Auswuchs, irgendwo seine dichterische Begabung. Er ist im Grunde eine nicht vornehme Natur, was deutlich hervortritt, wenn man ihn näher kennenlernt.« (Zitiert nach MM 64, S. 25)

<sup>44</sup> Wort nicht zweifelsfrei zu entziffern.

<sup>45</sup> Tagebucheintrag Wilhelm von Stauffenbergs, 20. Februar 1909 (Tagebuch 2, [S. 35 f.]).

reits zu erkennen, dass Stauffenberg Hofmannsthal nicht aus der klassischen Perspektive eines Schulmediziners wahrnimmt, sondern eher aus der des (Psycho-)Analytikers und kritischen Kunstkenners. So bezieht er sich denn auch gleichermaßen auf Werk und Person Hofmannsthals, auf deren Synthese. Anders hingegen der Dramatiker selbst. Er sieht in seinem Gegenüber stets auch das Figurenvorbild und lässt sich im Gespräch vor allem schriftstellerisch inspirieren. In dieser Hinsicht besonders fruchtbar, muss ein Treffen Hugo von Hofmannsthals mit Stauffenberg, wenige Monate später, im Herbst 1909 in München gewesen sein. Der Autor verbringt Ende September/Anfang Oktober einige Zeit dort,<sup>46</sup> trifft u. a. seinen Vater, das Ehepaar Heymel, Helene von Nostitz und am 3. Oktober schließlich Wilhelm von Stauffenberg. Über seine Unterhaltung mit dem Freund notiert er sich zwei Tage später:

Dachte über das nach, was mir vorgestern abends Stauffenberg über die Fürstin Lichnowsky gesagt hat: Daß Sprache überhaupt eine ihr nicht gemäße (wenngleich die einzige zur Verfügung stehende) Form, sich zu äußern. Kann ich verstehen. Es führt mich weiter: Sprechen ist ein ungeheurer Compromiss, für jedermann – nur wird dies selten bewusst, weil es das *allgemeine* Verständigungsmittel darstellt.<sup>47</sup>

Was den Aspekt der Sprachskepsis bzw. Sprachkritik anbetrifft, ist also nicht nur Mechtilde Lichnowsky offensichtlich die entscheidende »Vordenkerin«,<sup>48</sup> sondern ebenso Wilhelm von Stauffenberg. Und so streifen Stauffenberg und Hofmannsthal in ihrem Gespräch – scheinbar ganz nebenbei – das zentrale Problem der Moderne, das Hofmannsthal dann 1902 im »Chandos-Brief« wieder aufgreift: »die Frage nach den Grenzen der Sprache«.<sup>49</sup>

Wilhelm von Stauffenberg dient aber nicht nur in dieser Hinsicht als wertvoller Ideengeber. Auch von Stauffenbergs Medizinerpersönlichkeit lässt sich Hofmannsthal inspirieren. Das zeigt sich vor allem an den Fragmenten zu Hofmannsthals dramatischem Werk. So etwa in einem unvollendet gebliebenen Entwurf zu den geplanten »Unterhaltungen«:

<sup>46</sup> Vgl. Brief-Chronik I, S. 1234–1237.

<sup>47</sup> Aufzeichnung Hofmannsthals, 5. Oktober 1909 (SW XXXVIII [Aufzeichnungen], S. 580).

<sup>48</sup> Emonts 2009, S. 417; vgl. Zlá 2011b, S. 132; BW Lichnowsky, S. 156.

<sup>49</sup> BW Lichnowsky, S. 156.

München 5 X [1909]

Über Hypochondrie (desgleichen über Sentenzen, Schlagworte, Kunstworte, das Gefährliche daran) als Dialog zwischen einem neuropathisch Kranken und seinem Arzt (Stauffenberg).<sup>50</sup>

Aus dieser Aufzeichnung geht bereits hervor, dass Stauffenberg Hofmannsthal zumindest gesprächsweise einen Einblick in seinen therapeutischen Alltag gewährt haben muss. Und so wird Stauffenberg auch noch in einer weiteren, etwa um dieselbe Zeit entstandenen Notiz Hofmannsthals, mit der Figur des Arztes assoziiert. In seinem Entwurf für ein »phantastisches Schauspiel«, das den Titel »Furcht« tragen soll, führt Hofmannsthal als einen der »Schauplätze« das »Ordinationszimmer eines Arztes (Stauffenberg)« an, in das eine junge Schauspielerin »Ruth kommt, klagen, dass sie Zeit verliere, sich stundenweise verliere.«<sup>51</sup> Vorstellbar auch, dass sich diesen beiden Skizzen mit Namensnennung noch eine weitere Aufzeichnung, für die Stauffenberg Pate gestanden haben könnte, zuordnen lässt; abermals aus dem Umkreis der geplanten »erfundenen Gespräche«:

Aussee, um den 15<sup>ten</sup> September. 1910

Die Wege und die Begegnungen. (Gespräch, eines Abends, auf einem Schloss.)

Die Fürstin. Der junge Arzt. Der Legationsrat. Die Cousine, Stiftsdame. [...]<sup>52</sup>

Zumindest ist es denkbar, dass Hofmannsthal beim Verfassen dieser Zeilen Mechtilde Lichnowsky als »Fürstin«, Wilhelm von Stauffenberg als »junge[n] Arzt« und möglicherweise Richard von Kühlmann als »Legationsrat«<sup>53</sup> vor Augen hatte.

<sup>50</sup> Aufzeichnung Hofmannsthals, N 2 (»Über Hypochondrie«) aus dem Jahr 1909 zu den geplanten »Unterhaltungen« (SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 184).

<sup>51</sup> Aufzeichnung Hofmannsthals, N 1 zum Dramenfragment »Furcht« aus dem Jahr 1909 (SW XVIII Dramen 16, S. 332, 11–27).

<sup>52</sup> Aufzeichnung Hofmannsthals, N1 (»Die Wege und die Begegnungen«) aus dem Jahre 1910 zu den »erfundenen Gesprächen« (SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 186, 20–24).

<sup>53</sup> Ggf. auch den Fürsten Karl Max von Lichnowsky, den späteren Botschafter in London (1912–1914).

Dass Hofmannsthal Wilhelm von Stauffenbergs therapeutische Fähigkeiten auch über ihre literarische Verwertbarkeit hinaus schätzt, erweist sich im Realen am Fall von Hofmannsthals Freundin Ottonie Gräfin Degenfeld. Durch den unerwarteten Verlust ihres Ehemanns, nach einer tödlich verlaufenden Krebserkrankung, und weil sie dadurch plötzlich in der Situation ist, eine Tochter allein groß ziehen zu müssen, erleidet sie im Frühjahr 1908 einen »Nervenzusammenbruch«<sup>54</sup> und »eine dissoziative Bewegungsstörung [...]«<sup>55</sup> die einher geht mit »einem körperlichen Zittern«<sup>56</sup>. In der Folge erkrankt sie zudem an einer schweren Depression<sup>57</sup> und klagt in ihren Briefen an Hofmannsthal häufig über nervöse Erschöpfungszustände mit den bekannten Symptomen: Schlaf- und Antriebslosigkeit, geschwächte Widerstandsfähigkeit und Kopfschmerzen bis hin zu regelrechten »Migräneta[n]ge[n]«. <sup>58</sup> Mit derlei Beschwerden hat sich die Gräfin bereits bei einem (unbekannten) Münchner Professor in Behandlung begeben, woraufhin ihr dieser als Maßnahmen für eine Genesung lediglich geraten hat: »[...] entsetzlich viel Schonung [...]. Viel viel Schlafen, wenig Laufen und Dickerwerden«. <sup>59</sup> Wie wenig Hofmannsthal von solchen Ratschlägen, »von der Ruhe des gezwungen Im-Bett-liegens mit fliegenden oder ängstlich – düster – stockenden Gedanken«<sup>60</sup> hält, bringt er bald darauf, am 18. März 1911, in einem Brief an die Freundin, zum Ausdruck:

[...] nun komme ich aber unwillkürlich auf das andere, das auch gesagt sein will: [...] es bezieht sich vor allem auf den Besuch bei dem Arzt und die Consultation. Ich bin immer sehr froh wenn Sie sich um Ihre physische Gesundheit bekümmern und nicht alles so an der Grenze zwischen Gesund und Krank hingehen lassen, aber ein solches Wort: Schonung u. s. f. flößt mir nicht viel Zutrauen ein. Die meisten gewöhnlichen Ärzte und gar die Speciali-

<sup>54</sup> Siehe HH, S. 63.

<sup>55</sup> Joachim Seng, Neubeuern. Vom sicheren Schweben im Sturz des Daseins. In: Hofmannsthal. Orte. 20 biografische Erkundungen. Hg. von Wilhelm Hemecker und Konrad Heumann in Zusammenarbeit mit Claudia Bamberg. Wien 2014, S. 274.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Vgl. BW Degenfeld (1986), S. 9–11, und HH, S. 63.

<sup>58</sup> An Hofmannsthal, Neubeuern, 27. Februar 1911 (BW Degenfeld [1986], S. 109).

<sup>59</sup> An Hofmannsthal, München, 12. März 1911 (ebd., S. 118).

<sup>60</sup> Hofmannsthal an Ottonie Gräfin Degenfeld, Rodaun, 18. März 1911 (ebd., S. 123).

sten haben viel zu wenig Ehrfurcht und viel zu wenig wirkliches Verständnis für die menschliche Natur, für diesen unsagbar zarten tief geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Leib und Seele. Das »Essen«, und das »Schlafen«, und die »Nerven«, und die »Gedanken«, und die Kräfte und die »Funktionen« und die »Schmerzen« – als ob das lauter getrennte Dinge wären, als ob da nicht eines das andere in der zartesten Weise bedingte und regierte und eines das andere nicht zu verstören vermöchte bis zur Zerstörung. [...] Zu Ihnen sagen: bringen Sie sich durch Schonung in die Höhe, essen Sie mehr, schlafen Sie mehr u.s.f. kommt mir gerade so vor, wie wenn der durchschnittliche Arzt zu einem vor Nervosität vibrierenden Herzkranken sagt: meiden Sie die Aufregungen!<sup>61</sup>

Und als schließlich Julie von Wendelstadt, gleichfalls besorgt um die Gesundheit ihrer Schwägerin, an Hofmannsthal schreibt, Ottonie sei »so wenig bei Kräften daß sie unbedingt eine Ruhe Kur machen muß«,<sup>62</sup> bringt der Dichter gegenüber der Baronin Wendelstadt endlich den einzigen Arzt ins Gespräch, den er weder für »gewöhnlich« noch »durchschnittlich« hält, – Wilhelm von Stauffenberg:

Wenn ich an diese Frühlingstage trotzdem um eine Nuance weniger gern zurückdenken werde, als an frühere Herbst- und Winterzeiten, so ist daran ganz gewiß das so herabgesetzte seelische und physische Befinden Ihrer Schwägerin sehr viel Schuld, das ja wirklich einen deprimierenden Contrast zum Herbst bot: damals durfte man hoffen, einer sehr fortgeschrittenen Reconvalescenz gegenüberzustehen, jetzt muß man in trüben Momenten an ein chronisches Kranksein denken, von jener dunklen Natur, an der das Seelische und das Physische gleich Anteil hat und gegen welches die groben Augen und ungeschickten Hände unserer Ärzte und Spezialisten so besonders machtlos sind. [...] Ich würde mir viel, oder ein bischen was davon versprechen wenn der einzige Arzt, an den ich, so jung er ist, als Menschen und Arzt sehr stark glaube, an dessen Blick für das Leiden des Gemüts und des Körpers *zugleich* ich glaube, nämlich Wilhelm Stauffenberg,<sup>63</sup> Ihre Schwä-

<sup>61</sup> An Ottonie Gräfin Degenfeld, Rodaun, 18. März 1911 (ebd., S. 122).

<sup>62</sup> An Hofmannsthal, Neubeuern, 4. April 1911 (ebd., S. 539).

<sup>63</sup> Sicher wusste Hofmannsthal über Stauffenbergs medizinisches Selbstverständnis Bescheid: »Meine Herren! Heute kann ein interner Kliniker an den Tatsachen der Psychotherapie nicht mehr vorübergehen und wenn er sie versteht und die Weite des Gebietes, die Fülle der Möglichkeiten sieht, muß er, so er Arzt ist, den Zwang verspüren, den immerhin kümmerlichen und unbefriedigenden Bestand seines therapeutischen Rüstzeuges um dieses Mittel zu bereichern« (Wilhelm von Stauffenberg, Die Psychotherapie in der Inneren Klinik. In: Journal für Psychologie und Neurologie 20, 1913, Ergänzungsheft 2 [im Weiteren Stauffenberg 1913], S. 80).

gerin einmal sehen könnte, freilich wäre ein flüchtiges Sehen ohne Wert, vielleicht ergibt sich, wenn Sie es später einmal gestatten oder patronisieren wollen, eine Möglichkeit.«<sup>64</sup>

Ob Stauffenberg im Vorfeld dieses Angebots bereits mit Hofmannsthal über die Leiden der Gräfin Degenfeld gesprochen oder sich eventuell selbst als Helfer ins Spiel gebracht hat, ist nicht überliefert. Bekannt ist allerdings, dass er in begrenztem Rahmen und sofern es seine Klinik­tätigkeit erlaubte durchaus Privatbehandlungen vornahm.<sup>65</sup> Möglicherweise erprobt Stauffenberg an der Gräfin auch sein hypnotisches Geschick, denn gerade jene Beschwerden, unter denen die Freundin Hofmannsthal leidet, also »Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit und Schmerz«,<sup>66</sup> fallen für ihn erfahrungsgemäß in der Bereich der Behandlungsmöglichkeit durch Hypnose.<sup>67</sup>

Aus der Überzeugung heraus, dass man »längst darüber hinaus« sei, »funktionelle und organische Störungen so scharf zu scheiden, wie man das früher tat«,<sup>68</sup> erweitert Stauffenberg sein medizinisches Repertoire als Internist und Neurologe schon früh um derartige psychotherapeutische Verfahren. Vor dem Hintergrund dieser »immer noch als eine Art Scharlatanerie belächelt[en]« Kenntnisse, vertritt er die durchaus fortschrittliche Auffassung:

Wir müssen Wachsuggestion und Hypnose, emotionelle und intellektuelle Persuasion nach Dubois und Déjerine, Analyse nach Freud und Adler und das kathartische Verfahren nach Breuer und Frank in den Bereich der An-

<sup>64</sup> Hofmannsthal an Julie Freifrau von Wendelstadt, Paris, 8. Mai [1911] (BW Degenfeld [1986], S. 540).

<sup>65</sup> Zu den prominentesten Privatpatienten gehörte der Dichter Rainer Maria Rilke, der sich 1914 bei Stauffenberg in Behandlung begeben hat, vgl. Adrian Danek, »On Mind-Blindness (Optic Agnosia«, a Classical Clinico-Pathological Report, and its Author Wilhelm von Stauffenberg (1879–1918). In: *Journal of the History of the Neurosciences* 5, 1996, Nr. 2, S. 126–135; Rilke-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Manfred Engel. Unter Mitarbeit von Dorothea Lauterbach. Stuttgart/Weimar 2004, S. 169–170.

<sup>66</sup> Stauffenberg 1913, S. 75.

<sup>67</sup> Der Begriff »Hypnose« taucht an verschiedenen Stellen in Stauffenbergs Tagebüchern auf; z. B. am 10. März 1909 (vgl. Tagebuch 2, [S. 49]). Wahrscheinlich angeregt durch August Forel und andere, hat Stauffenberg nach eigenen Angaben mit suggestiven Verfahren schon mehrere Patienten mit ähnlicher Symptomatik erfolgreich behandelt (vgl. Stauffenberg 1913, S. 75 und S. 77). Ausführlich referiert Wilhelm von Stauffenberg über die Behandlungsmethode der Hypnose in seinem Aufsatz »Der heutige Stand der Psychotherapie« (In: *Münchener Medizinische Wochenschrift*, 9. Juni 1914, Bd. 61, Nr. 23, S. 1291–1293).

<sup>68</sup> Stauffenberg 1913, S. 75.

wendung ziehen. Jede Methode hat ihr Gutes und jedes vor allem ihren besonderen Wirkungskreis.<sup>69</sup>

Letztlich geht aus der Korrespondenz Ottonie Gräfin Degenfelds mit Hofmannsthal dennoch nicht abschließend hervor, ob Stauffenberg sich ihrer tatsächlich als Patientin annahm.

Spätere Erwähnungen Stauffenbergs in den Briefen belegen zumindest eine freundschaftliche Beziehung zwischen der Gräfin und dem Münchner Arzt. So teilt sie Hofmannsthal am 22. März 1913 postalisch mit: »Ich fahre Donnerstag nach München und werde versuchen, mit Stauffenberg gemeinsam etwas zu sehen.«<sup>70</sup> Abgesehen davon, dass Wilhelm von Stauffenberg Anfang April soeben von seinem Studienaufenthalt in der Schweiz zurückgekehrt ist,<sup>71</sup> wäre ihm ein Wiedersehen mit der Gräfin und ein gemeinsamer Theater- oder Opernbesuch sicher eine willkommene Abwechslung gewesen. Sein Arbeitspensum erlaubt ihm jedoch keinerlei Atempause, so dass Ottonie von Degenfeld nach ihrem Münchner Aufenthalt Hofmannsthal lediglich berichten kann:

Meine kleine Reise war recht abwechslungsreich, aber vollgestopft. Leider habe ich Stauffenberg nicht treffen können, da er sehr viel zu tun hatte und noch einen anderen Arzt vertreten musste. [Es tat mir sehr leid, denn ich hätte mir gern etwas mit ihm angesehen].<sup>72</sup>

#### IV

Den sicherlich größten Anteil an der Pflege des immer vertrauter werdenden Verhältnisses zwischen Wilhelm von Stauffenberg und Hugo

<sup>69</sup> Ebd., S. 77.

<sup>70</sup> An Hofmannsthal, München, 22. März 1913 (BW Degenfeld [1986], S. 260).

<sup>71</sup> Stauffenberg verbrachte vom 1. April 1912 bis zum 1. April 1913 ein Studienjahr in der Schweiz bei Constantin von Monakow am hirnanatomischen Institut der Universität Zürich (vgl. Wilhelm von Stauffenberg, Lebenslauf, München, 22. April 1913; Original im Universitätsarchiv der Ludwig-Maximilians-Universität München [LMU], Personalakte Wilhelm von Stauffenberg; Inventar-Nr. UAM, E-II-685).

<sup>72</sup> Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, München, 7. April 1913; BW Degenfeld (1986), S. 262. Der Zusatz in eckigen Klammern fehlt in der deutschen Ausgabe. In der englischsprachigen Ausgabe der Briefe lautet der entsprechende Satz: »I was very sad, because I would have very much liked to see something with him.« (The poet and the countess. Hugo von Hofmannsthal's correspondence with Countess Ottonie Degenfeld [Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt. English]. Hg. von Marie-Therese Miller-Degenfeld. Übersetzt von W. Eric Barcel. Rochester [NY] 2000, S. 215).

von Hofmannsthal hat die bereits erwähnte Fürstin Mechtilde Lichnowsky.<sup>73</sup> Oft genug fungiert sie als Bindeglied und Mittlerin und sorgt, als Freundin beider Männer, für weitere Treffen. Am 10. September 1910 etwa fragt sie bei Hofmannsthal an: »Werden wir Sie im Oktober bei uns einige Tage sehen? Vielleicht treffen Sie dann auch unseren Freund Stauffenberg, Keyserling, den Philosophen. Wann würde es Ihnen am besten passen?«<sup>74</sup> Gleichzeitig informiert sie ihn: »Falls Sie nach München fahren, & B<sup>n</sup> Stauffenbergs Adresse wissen wollen – Sie ist nicht mehr die alte: | Maximiliansplatz 11 oder Krankenhaus links der Isar, 1 Ziemssenstraße.«<sup>75</sup>

Was das angesprochene Treffen mit dem Fürstenpaar Lichnowsky im Oktober anbetrifft, so wird sich Hofmannsthal erst später dazu entschließen. Zunächst fährt er, zusammen mit seiner Frau Gerty, nach München. Vom 24. September bis 4. Oktober 1910 wohnt er im Hotel Marienbad in der Barerstraße, wo er auch auf Rainer Maria Rilke trifft, der dort zur selben Zeit Quartier genommen hat.<sup>76</sup> Unter der Regie von Max Reinhardt soll in der Münchner Musikfesthalle Hofmannsthals Bearbeitung des »König Ödipus« zur Aufführung kommen. Zum allseits erhofften Wiedersehen mit Stauffenberg kommt es während dieser Zeit jedoch nicht. Dies habe vor allem daran gelegen, wie der Dichter nach seinem Aufenthalt in einem Brief an die Fürstin Lichnowsky erläutert, dass er in München »sehr occupiert« gewesen sei:

[...] weil auch mein Vater da war der in diesem Sommer noch keine Sonne und nichts gehabt hatte und so machten wir so viel als möglich Autofahrten und ähnliches und so kam ich *leider* nicht dazu, Stauffenberg zu besuchen.<sup>77</sup>

Ungeachtet der Umstände sieht Stauffenberg, wie aus einem Brief Mechtilde Lichnowskys an ihren Ehemann hervorgeht,<sup>78</sup> am 25. September

<sup>73</sup> Vgl. BW Lichnowsky; Zlá 2011a.

<sup>74</sup> Fürstin Mechtilde Lichnowsky an Hofmannsthal, Venedig, 10. September 1910 (BW Lichnowsky, S. 170).

<sup>75</sup> Ebd. S. 171.

<sup>76</sup> Vgl. BW Rilke, S. 66f.

<sup>77</sup> Hofmannsthal an Mechtilde Lichnowsky, Neubeuern, 13. Oktober 1910 (BW Lichnowsky, S. 172); vgl. Hofmannsthal an Rainer Maria Rilke [München, 28. September 1910] (BW Rilke, S. 66).

<sup>78</sup> Fürstin Mechtilde Lichnowsky an ihren Mann [Fürst Karl Max von Lichnowsky], Venedig, 28. September 1910 (BW Lichnowsky, S. 172f).

1910 die Premiere der »ziemlich merkwürdigen Ödipusvorstellung Reinhardts«:<sup>79</sup>

Du fragst, wen wir im Okt. sehen werden [...] Stauffi, vielleicht; von Hofmannsthal keine Zusicherung. Stauffenberg schrieb mir gestern, Reinhardt hätte in München mit einer fabelhaften Aufführung des Sophokles – dem König Oedipus [–] einen Erfolg gehabt. es war in der gr[öß]en Musikhalle. Es soll so erschütternd gewesen sein, die Spannung im Saal eine solche, dass der Applaus nachher wie eine Entlastung sich jedem aufzwang. Er [Reinhardt] ist jedenfalls ein ganz aussergewöhnlich begabter Mensch – denn Stauffenb[erg] ist sehr kritisch, & war ganz begeistert [...].<sup>80</sup>

Das im Brief für den Folgemonat anberaumte Treffen zwischen Wilhelm von Stauffenberg und Hugo von Hofmannsthal auf Schloss Grätz, dem Anwesen des Fürstenpaares in Schlesien, kommt letztlich ebenfalls nicht zustande. Zwar besucht Hofmannsthal Ende Oktober 1910 die Lichnowskys auf ihrem Anwesen bei Troppau,<sup>81</sup> doch ist Stauffenberg wohl durch die Teilnahme an einem psychiatrischen Fortbildungskursus in München gebunden und somit verhindert.<sup>82</sup> Vor Ort stellt der Dichter daher mit einigem Bedauern fest: »Hier ist es still, ich bin der einzige Gast in dem riesengroßen Schloß [...].«<sup>83</sup>

<sup>79</sup> Hofmannsthal an Rainer Maria Rilke [München, 28. September 1910] (BW Rilke, S. 66).

<sup>80</sup> Fürstin Mechtilde Lichnowsky an ihren Mann [Fürst Karl Max von Lichnowsky], Venedig, 28. September 1910 (BW Lichnowsky, S. 172f.)

<sup>81</sup> Hofmannsthals Aufenthalt auf Schloss Grätz dauerte vom 25.–30. Oktober 1910 (vgl. Brief-Chronik I, S. 1308).

<sup>82</sup> Vom 24. Oktober –12. November 1910 fand an der Münchner Psychiatrischen Klinik (Nußbaumstr. 7) ein psychiatrischer Fortbildungskurs statt (vgl. [Kurt Mendel,] Vermischtes. In: Neurologisches Centralblatt 29, 1910, Nr. 17, S. 960; dort auch eine ausführliche Liste der Vortragenden). Über die Veranstaltung, an der Wilhelm von Stauffenberg als Assistenzarzt Friedrich von Müllers sicher teilgenommen hat, weiß der Zürcher Neurologe Constantin von Monakow (1853–1913) später zu berichten »Es hatten sich etwa hundert Psychiater und Neurologen aus der ganzen Welt dort eingefunden, um die sehr geschickt zusammengestellten Vorlesungen anatomischer, klinischer und psychologischer Natur zu hören. [...] Meine [...] neuen Lehren fanden verständnisvolle Zuhörer, [...] auch von Assistenten der medizinischen Klinik von Müller.« (Constantin von Monakow, Vita Mea. Mein Leben. Hg. von Alfred W. Gubser und Erwin H. Ackerknecht. Bern/Stuttgart/Wien 1970, S. 248).

<sup>83</sup> Hofmannsthal an Ottonie Gräfin Degenfeld, Schloss Grätz bei Troppau, 28. Oktober 1910 (BW Degenfeld [1986], S. 37).

Wenngleich sich die Lebenswege Hugo von Hofmannsthals und Wilhelm von Stauffenbergs oftmals auch nicht kreuzen, so entwickelt sich mit den Jahren zwischen beiden dennoch eine dauerhafte und respektvolle Freundschaft. Von besonderer Bedeutung ist hierbei die Offenheit gegenüber dem Betätigungsfeld des jeweils anderen. Während Stauffenberg sich allgemein als beflissener Kulturkenner erweist und, weit über eine übliche Vorliebe für Literatur, Musik und Schauspiel hinaus, stets einen kritischen Geist gegenüber der Dichtung seines Freundes zeigt, ist Hofmannsthal auf dem Gebiet des Pathologisch-Psychologischen für den Mediziner ein überaus kompetenter Gesprächspartner. Schon im Alter von nur 15 Jahren entwickelt Hofmannsthal sein »Interesse für Psychiatrie«<sup>84</sup> und legt sich unter anderem Bücher von Cesare Lombroso sowie Richard von Krafft-Ebing zu.<sup>85</sup> Später entdeckt er die Schriften Freuds für sich, die er (zumeist) in der jeweils ersten Auflage besitzt,<sup>86</sup> aufmerksam ergründet sowie mit Randbemerkungen versieht: »die Skala reicht von flüchtigem Urteil und Fehleinschätzung über Anerkennung und Detailnotiz bis zu Sachkenntnis und poetischer Verarbeitung großer psychoanalytischer Konzepte.«<sup>87</sup> Darüber hinaus beschäftigt sich Hofmannsthal teils ausgiebig mit Werken von Wilhelm Wundt, Pierre Janet, Otto Weininger, Ludwig Klages, C. G. Jung und anderen.<sup>88</sup>

Vor diesem Hintergrund spricht vieles dafür, dass sich Hugo von Hofmannsthal und Wilhelm von Stauffenberg auch über das Phänomen der ›Seelenblindheit‹ ausgetauscht haben. Ein Aspekt, mit dem sich Stauffenberg als Arzt lange Zeit intensiv, praktisch wie theoretisch, auseinander-

<sup>84</sup> SW XXXVIII Aufzeichnungen, S. 28.

<sup>85</sup> Vgl. ebd.

<sup>86</sup> Vgl. SW XL Bibliothek, S. 213 f.; Michael Hamburger, Hofmannsthals Bibliothek. Ein Bericht. In: Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte, 4. Folge, Bd. 55, 1961 [im Weiteren Hamburger 1961], S. 28.

<sup>87</sup> Bernd Urban, Hofmannsthal, Freud und die Psychoanalyse. Quellenkundliche Untersuchungen. Frankfurt a. M., S. 19.

<sup>88</sup> Vgl. Hamburger 1961, S. 26–31; zum Verhältnis Hofmannsthals zu »Psychologie, Psychoanalyse, Hysterie und Adoleszenz« siehe auch Dorothee Kimmichs Beitrag im HH (S. 19–22) und Psychoanalyse in der literarischen Moderne. Eine Dokumentation. Bd. 1: Einleitung und Wiener Moderne [Hugo von Hofmannsthal]. Hg. von Thomas Anz und Oliver Pfohlmann. Marburg 2006, S. 101–128.

gesetzt hat.<sup>89</sup> Recht wahrscheinlich ist es daher, dass sich beide in diesem Zusammenhang auf eines der Hauptwerke des von Stauffenberg sehr geschätzten französischen Philosophen und Literaten, Henri Bergson,<sup>90</sup> bezogen haben: »Matière et memoire« (1896). Im zweiten Abschnitt seiner Abhandlung<sup>91</sup> widmet sich Bergson explizit dem Phänomen der »Seelenblindheit« und berücksichtigt dabei auch die für ihn relevanten Forschungsergebnisse Friedrich von Müllers:

Die Seelenblindheit, d. h. die Unfähigkeit, wahrgenommene Gegenstände wieder zu erkennen, wäre alsdann nur durch Aufhebung des Seh-Gedächtnisses möglich, und besonders würde die Aufhebung des Seh-Gedächtnisses unabänderlich die Seelenblindheit zur Folge haben müssen. Nun aber wird keine dieser beiden Konsequenzen durch die Erfahrung bestätigt. Ähnliche Fälle [wie der von Wilbrand beschriebene] sind von Fr. Müller und Lissauer beobachtet worden. Die Kranken sind imstande, das innere Bild eines Gegenstandes, den man ihnen nennt, hervorzurufen; sie beschreiben ihn sehr gut; aber wenn man ihnen denselben vorzeigt, können sie ihn nicht wiedererkennen. Die Erhaltung, selbst die bewusste, einer Seh-Erinnerung genügt also nicht zur Wiedererkennung einer ähnlichen Wahrnehmung.<sup>92</sup>

Hofmannsthals Bibliothek enthält Bergsons Schrift sowohl in einer deutschsprachigen Ausgabe (»Materie und Gedächtnis«) aus dem Jahr 1908 als auch die sechste Auflage der französischen Originalausgabe von 1910.<sup>93</sup> Ob Hofmannsthal sich diese Drucke möglicherweise sogar auf Anraten Stauffenbergs angeschafft hat, oder umgekehrt, lässt sich kaum noch rekonstruieren, zumal sich zu der Zeit auch andere aus Hofmannsthals Umfeld mit Bergson befasst haben.<sup>94</sup> Ganz offensichtlich

<sup>89</sup> Auch Mechtilde Lichnowsky greift diesen Aspekt in »Der Kampf mit dem Fachmann« (1924) wieder auf (vgl. Emonts 2009, S. 201).

<sup>90</sup> Zu Stauffenbergs Vorliebe für Henri Bergson (1859–1941): vgl. Friedrich von Müller: [Nachruf auf:] Wilhelm Freiherr v. Stauffenberg †. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 53, 1919, S. 2.

<sup>91</sup> »Vom Wiedererkennen der Bilder – das Gedächtnis und das Gehirn«.

<sup>92</sup> Henri Bergson, *Materie und Gedächtnis. Essays zur Beziehung zwischen Körper und Geist*. Jena 1908, S. 86f.

<sup>93</sup> Vgl. SW XL Bibliothek, S. 69–70; Hamburger, Hofmannsthals Bibliothek (wie Anm. 86), S. 28.

<sup>94</sup> Zu nennen wären hier beispielsweise Rudolf Kassner (vgl. BW Kassner [2005], S. 159 und S. 163) und Norbert von Hellingrath (vgl. Rainer Nägele, Norbert von Hellingrath und Walter Benjamin. Zu einer kritischen Konstellation. In: Norbert von Hellingrath und die Ästhetik der europäischen Moderne. Hg. von Jürgen Brokoff, Joachim Jakob und Marcel Lepper. Göttingen 2014, S. 77). Wann genau Hofmannsthals Bergson-Rezeption einsetzte und durch welchen Umstand dieses geschah, ist bisher nicht hinreichend erforscht.

ist Hofmannsthal jedoch weit weniger an der Schrift des französischen Philosophen interessiert als Stauffenberg selbst. Zwar besinnt sich der Dichter Ende Juli 1912 auf »Matière et memoire«, als er sich im »Arbeiten und Denken auf ein anderes Gleis gekommen«<sup>95</sup> fühlt und sich einige Bücher aus seiner Rodauner Bibliothek in sein Domizil nach Aussee nachschicken lässt – darunter auch den Bergson, »französisch oder deutsch« –, doch ausgerechnet dieses Werk unter allen anderen von ihm gewünschten Titeln, betrachtet Hofmannsthal als »minder wichtig«.<sup>96</sup> Trotzdem überlegt der Österreicher im Juli 1920, ob er es nicht seinem Hausarzt, Dr. Wimmer anempfehlen oder zur Verfügung stellen soll.<sup>97</sup>

## VI

Was Wilhelm von Stauffenberg und Hugo von Hofmannsthal in den Jahren ihrer Freundschaft besonders verbindet, sind das Theater und die Oper. Nachdem Stauffenberg bereits im September 1910 Gefallen an Hofmannsthals »König Ödipus« gefunden hat, kommt er am 25. Oktober 1912 auch nach Stuttgart, um die dortige Uraufführung der unter Max Reinhardts Regie inszenierten, ersten Fassung von »Ariadne auf Naxos« mitzuerleben. Dass Hofmannsthal Stauffenberg dort völlig unerwartet getroffen hat, bezeugt ein Brief des Dichters vom 1. November 1912 an Mechtilde Lichnowsky:

Von Stuttgart aus konnte ich nicht schreiben, wir probierten von der früh bis nachts halbeins, dann die Premiere, ein unglaubliches Durcheinander von Menschen, ein kleiner Hof, Confusionen, Bosheiten, viele Menschen, die nicht so guten Herzens waren wie Ihre Fledermaus, aber das Schöne trotzdem schön, das Gedicht und die Musik ganz rein und stark wie ein Stern über der trüben irdischen Sphäre. Reinhardt wie immer, also voll Kraft und charme – schließlich also alles ganz gut. In einer Soiree zwischen Hoheiten, Kammersängern und anderen Objecten plötzlich ein gutes blasses Gesicht, das ich sehr liebe: Wilhelm Stauffenberg – man sprach von Ihnen, und war fast in Graetz.<sup>98</sup>

<sup>95</sup> Hofmannsthal an Lorle Worms, Aussee, 25. Juli 1912 (SW XXX Roman, S. 362).

<sup>96</sup> Ebd.

<sup>97</sup> Vgl. SW XXXVIII Aufzeichnungen, S. 825; SW XXXIX Aufzeichnungen (Erläuterungen), S. 1168–1169.

<sup>98</sup> Hofmannsthal an Fürstin Mechtilde Lichnowsky, Neubeuern, 1. November 1912 (BW Lichnowsky, S. 190).

Obwohl Wilhelm von Stauffenberg zu diesem Zeitpunkt ganz offiziell ein Studienjahr in der Schweiz verbringt,<sup>99</sup> nutzt er offenbar die Gelegenheit, die »Ariadne« im Königlichen Hoftheater zu sehen. Zur Premierenfeier, an der Stauffenberg teilnimmt, hat sich eine große internationale Gesellschaft von Freunden und Bekannten Hofmannsthals zusammengefunden. Die Fürstin Marie von Thurn und Taxis, ebenfalls unter den Gästen des Abends, urteilt im Nachhinein etwas verhalten über die Aufführung: »Also ›Ariadne auf Naxos‹ war ein Erfolg, wenn auch kein colossaler.«<sup>100</sup> Höchstwahrscheinlich hat ihr bereits die Generalprobe vom Vortag, für ihr Verständnis in allem missglückt, weitgehend die Laune an dem Spektakel verdorben.<sup>101</sup> Über den Abend der Premiere, wie er sich auch für Wilhelm von Stauffenberg ereignet hat, schreibt die Fürstin wenig später an den mit ihr befreundeten Dichter Rainer Maria Rilke:

[...] bei der Première; die letzte Decoration wo Bachus und Ariadne an einem Sternenhimmel stehen wie schon in ihre Gottheit entrückt, besonders gelungen. Dann senkt sich ein Silberzelt aus den Wolken und schließt sich mit tactvollem Scharfsinn im richtigen Moment beide verbergend; aber andererseits sollte sich eine Gottheit absolut nicht geniren und scheint mir blamirt. – Es war wirklich viel Enthusiasmus wenn auch nicht so wie bei Electra oder dem Rosencavalier. Nach dem Theater wurde soupirt, ich saß mit Hofmannsthal, der sehr zufrieden schien obwohl einiges nicht sehr angenehm gewesen sein mag und dieser Esel von einem Theater Intend[anten] Freiherr v. Putlitz in

<sup>99</sup> Das Studienjahr bei Constantin von Monakow am hirnanatomischen Institut der Universität Zürich dauerte offiziell vom 1. April 1912 bis zum 1. April 1913 (vgl. Stauffenberg, Lebenslauf [wie Anm. 71]).

<sup>100</sup> Fürstin Marie Taxis an Rainer Maria Rilke, Wien, 27. Oktober 1912, Rainer Maria Rilke und Marie von Thurn und Taxis. Briefwechsel. Besorgt durch Ernst Zinn. Mit einem Nachwort von Rudolf Kassner. Frankfurt a.M. 1986 [im Weiteren BW Rilke/Taxis (1986)], Bd. 1, S. 208.

<sup>101</sup> An Rilke schreibt die Fürstin dazu: »Dann stürzten wir nach Hause um zur Generalprobe bereit zu sein [...] – Und alles war so schlecht arrangirt von diesen guten Stuttgarter[n] die glaube ich noch niemals so viel Menschen beisammen gesehen hatten (und es eigentlich eher übel nahmen daß man gekommen war) – es regnete in Strömen (das war freilich nicht ihre Bosheit) aber dafür, daß man in kleinen Schuhen und leichtem Abendkleid eine Ewigkeit vor den geschlossenen Thüren des Theaters stehen mußte – dann natürlich fürchterliche Hetze und Gedränge um sich die Sitze zu erobern die nicht numerirt waren – [...] Eines ist sicher – die französischen Schauspieler können nicht Shakespeare geben – aber die Deutschen sind nicht für Molière eingerichtet – obwohl wirklich außerordentlich gespielt wurde. Aber etwas zu lang außerdem. Es war schon gekürzt, und es kamen noch mehr Striche hinzu. Die Musik fand ich reizend, Decorationen und Costume delizios. Einzelne Dinge, besonders das *banquet* mit der tanzenden Wiesenthal wirklich zu hübsch – alles war aber viel besser am nächsten Tag – [...]« (Fürstin Marie Taxis an Rainer Maria Rilke, Wien, 27. Oktober 1912 [BW Rilke/Taxis (1986), Bd. 1, S. 209 f.]).

einer schauervollen Rede von allen sprach nur nicht von Hofmannsthal, der schließlich zufälliger Weise das Stück geschrieben hatte.<sup>102</sup>

Nach der Aufführung vergeht ein Jahr, bis Wilhelm von Stauffenberg und Hugo von Hofmannsthal sich erneut begegnen. Als der Dichter Ende September 1913 von Venedig aus nach München kommt, und bald nach seiner Ankunft einen Besuch von Strauss' Oper »Salome« beabsichtigt, versäumt er es nicht – wie er Ottonie Gräfin Degenfeld wissen lässt – Stauffenberg anzubieten, ihn ins Opernhaus zu begleiten: »So werd ich morgen ohne Sie in die Salome gehen,<sup>103</sup> habe versucht mir für einen zweiten Platz Wilhelm Stauffenberg einzuladen wenn er frei ist. Er ist wieder hier, im Spital links der Isar.«<sup>104</sup>

Gegen Hofmannsthals Wunsch, den Freund in der Oper an seiner Seite zu haben, sprechen jedoch verstärkt Stauffenbergs berufliche Verpflichtungen. Hofmannsthal ist zwar bekannt, dass Stauffenberg in der Klinik »sehr viel zu tun hatte«,<sup>105</sup> von welchen körperlichen und seelischen Belastungen er dabei allerdings ausgehen muss, kann der Dichter erst begreifen, als er den Arzt wenige Tage später persönlich zu Gesicht bekommt. Auf die sichtbar schlechte Konstitution des Freundes reagiert Hofmannsthal erschrocken und zugleich besorgt. Der Gräfin Degenfeld berichtet er:

Wilhelm Stauffenberg hab ich aufgefunden, er sieht aus wie ein »Gespenst«, man fragt sich ob er noch einige Jahre leben wird, er macht den ganzen Tag Spitaldienst, Samstag abend von 8 Uhr an hat er frei und kommt zu mir.<sup>106</sup>

Obwohl ihnen nur wenig Zeit miteinander bleibt, sehen sich Stauffenberg und Hofmannsthal in diesen gemeinsamen Münchner Tagen vermutlich mehrmals. In den Gesprächen, die beide in dieser Zeit miteinander führen, herrscht großes Vertrauen. Ausgiebig unterhalten sie sich etwa über die gemeinsame Freundin Mechtilde Lichnowsky und die Krankheit eines ihrer Kinder:<sup>107</sup>

<sup>102</sup> Fürstin Marie Taxis an Rainer Maria Rilke, Wien, 27. Oktober 1912 (ebd., S. 209–211).

<sup>103</sup> Hofmannsthals ursprünglicher Plan, Ottonie Gräfin Degenfeld mitzunehmen, scheidet daran, dass diese erst am 30. in München ankommt (vgl. BW Clemens Franckenstein, S. 120f., Anm. 236).

<sup>104</sup> Hofmannsthal an Ottonie Gräfin Degenfeld, München, 28. September 1913 (BW Degenfeld [1986], S. 284).

<sup>105</sup> Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, München, 7. April 1913 (ebd., S. 262).

<sup>106</sup> Hofmannsthal an Ottonie Gräfin Degenfeld, Hotel Marienbad, München, 8. Oktober 1913 (ebd., S. 285).

<sup>107</sup> Wilhelm (\*1905), Leonore (\*1906) und Michael (\*1907).

Da war eine Nacht, ein Weg mit Stauffenberg, ich begleitete ihn nachhaus, ins Spital, er erzählte die Tage in Grätz. Das Kranksein des Kindes, der Anschein der ärgsten Gefahr, die Einzelheiten, das Hervortreten des Wesens des Kindes in der Krankheit, Sie waren gegenwärtig, ohne erwähnt zu werden – und alles Verschleiernde der Wirklichkeit fehlte.<sup>108</sup>

Auch in diesem Fall geben einzig die Äußerungen des Dichters Auskunft über das Verhältnis der beiden Männer zu dieser Zeit. Hofmannsthal äußert sich allerdings durchweg positiv über den Kontakt zu Stauffenberg. So auch am 13. Oktober 1913, als er aus seinem Münchner Hotel fast schwärmerisch an Yella Oppenheimer schreibt:

Die Stadt ist mir lieb; die einigen Menschen die ich habe, worunter liebe, tüchtige, anmutige, amusante sind und ein ganz wunderbarer mich tief rührender Mensch: Wilhelm Stauffenberg, der junge Arzt (von dem ich Ihnen gesprochen habe, oder nein?)<sup>109</sup>

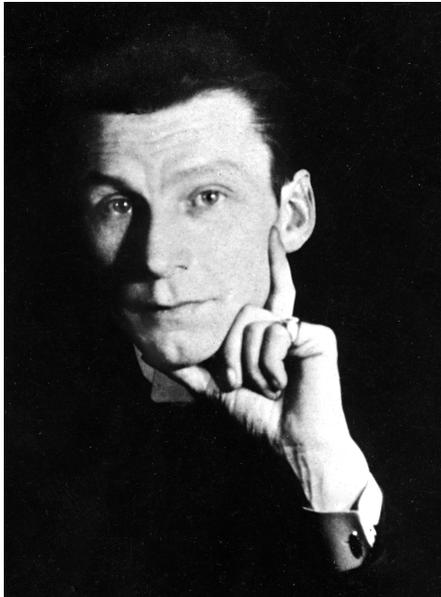


Abb. 3: Dr. med. Wilhelm Freiherr Schenk von Stauffenberg (1879–1918)  
(Porträtfotografie: Universitätsbibliothek Marburg, Nachlass Ingeborg Schnack, Ms. 1017)

<sup>108</sup> Hofmannsthal an Fürstin Mechtilde Lichnowsky, Rodaun, 26. Dezember 1913 (BW Lichnowsky, S. 192).

<sup>109</sup> Hofmannsthal an Yella Oppenheimer, München, 13. Oktober 1913 (BW Oppenheimer II, S. 46f.).

## VII

Zur letzten persönlichen Begegnung Wilhelm von Stauffenbergs mit Hugo von Hofmannsthal kommt es vermutlich zu Beginn des Jahres 1914, als der österreichische Dichter München erneut für fünf Tage besucht.<sup>110</sup> Beweggrund seiner Reise ist die Wiederaufnahme der »Ariadne auf Naxos« in den Spielplan der Münchner Hofbühnen. Clemens von Franckenstein hatte zuvor der Bitte seines Freundes Hofmannsthal entsprochen, und als Generalintendant der Königlich Bayerischen Hoftheater und der Hofmusik, die Oper am 2. Januar 1914 im Residenztheater erneut angesetzt.<sup>111</sup> Anlass genug für Hofmannsthal, im Beisein seiner Frau Gerty und der Gräfin Degenfeld, von Rodaun aus anzureisen. Stauffenberg, der die »Ariadne« bereits aus Stuttgart kennt, wird diesmal vom Dichter persönlich zur Aufführung eingeladen. In einem Brief Hofmannsthals an seinen Vater in Wien heißt es dazu:

Gestern 2ten I sind wir nachmittags mit Schlitten und wohlverfahrt durch die wundervolle klare Winterlandschaft (7° Kälte) bis Rosenheim gefahren, dann in den Zug, Ankunft in München, rasch Thee und umziehen, dann ins Theater (»Ariadne«), wo mir Cle seine Loge zur Verfügung gestellt hatte. Ich hatte außer Gerty noch den Maler Müller-Hofmann mit und einen hiesigen Freund, den jungen Arzt Baron Stauffenberg, den ich sehr gern habe. Die Vorstellung in dem kleinen Rococotheater wirkt ganz reizend. Nachher waren wir zum Souper bei Director Wolff (Deutsche Bank) und durften alle Neubeurer mitbringen, also Julie, Ottonie, Schroeder, van de Velde, auch Cle. Es war sehr gemütlich, kaltes souper. Um 1 Uhr waren wir im Bett.<sup>112</sup>

Schon fünf Tage nach dem gemeinsamen Theaterbesuch reist Hugo von Hofmannsthal am 7. Januar 1914 weiter in Richtung Berlin, von wo aus er gegenüber der Gräfin Degenfeld resümiert: »Schön waren die Tage in München.«<sup>113</sup> Gleichzeitig vergibt er an die in München zurückgebliebene Freundin den Auftrag: »Vergessen Sie nicht den Stauffenberg, Sie haben es mir versprochen, ihn spazieren zu führen – also tun Sie es auch

<sup>110</sup> Hofmannsthal blieb vom 2.–7. Januar 1914 in München (Brief-Chronik II, S. 1603).

<sup>111</sup> Vgl. BW Clemens Franckenstein, S. 26–29 und S. 121–123.

<sup>112</sup> Hofmannsthal an den Vater, München, 3. Januar 1914; Original im DLA, A: Hofmannsthal, 71.603/2. Den Hinweis auf diesen Brief verdanke ich Dr. Konrad Heumann.

<sup>113</sup> Hofmannsthal an Ottonie Gräfin Degenfeld, Berlin, 10. Januar 1914 (BW Degenfeld [1986], S. 297).

bestimmt.«<sup>114</sup> Bei der durchaus berechtigten Sorge um den rastlos im Dienst seiner Patienten tätigen Freund, kommt es Hofmannsthal äußert gelegen, Ottonie von Degenfeld Ende März desselben Jahres erneut in der Nähe Stauffenbergs zu wissen: »– Sie sind auf einer kleinen Reise, vielleicht kommt eine Zeile, die mir sagt, daß Sie Stauffenberg gesehen haben, es wäre mir das freilich lieb.«<sup>115</sup> Eine Gelegenheit, sich der Verfassung des Freundes gewahr zu werden, ergibt sich dann jedoch eher zufällig während einer Reise Hofmannsthals zur Uraufführung der »Josephslegende« nach Paris. Denn wie der Dichter seinem Vater am 9. Mai 1914 aus Paris mitteilt, war er auf der Fahrt in guter Gesellschaft:

Die Herfahrt so in einem ist wirklich kindleicht, aber eben darum hat sie für mich, mit dem Vorbeisausen an halb Europa, jetzt Linz u Salzburg, jetzt München, gleich Stuttgart und Straßburg, etwas gespensterhaftes. Die meisten Leute gewöhnen sich nur durch ihre Phantasielosigkeit so leicht an diese Dinge. Ein paar Stunden im coupé plauderte ich mit einem Baron Berchem, Adjutanten des Prinzen Leopold von Baiern und Schwager meines Freundes Stauffenberg; er kam gerade von der Hofjagd in Mürzsteg, und erzählte darüber allerhand amusantes, z B. dass der eigentlich Einladende, von dem auch abhängt, welcher Erzherzog eingeladen wird, ein Leibkammerdiener Sonek ist, ferner dass an den Kaiser über jeden gefallenen Schuss, auch über die Fehlschüsse telegrafisch Bericht erstattet wird!<sup>116</sup>

## VIII

In den Kriegsjahren wird die Freundschaft zwischen Wilhelm von Stauffenberg und Hugo von Hofmannsthal schließlich auf eine besondere Probe gestellt. Persönliche Begegnungen ergeben sich nicht mehr und eine Verständigung hat sich über die Entfernung hinweg erschwert. Und da sich nach 1914, aus abweichenden Einschätzungen der weltgeschichtlichen Ereignisse, zwangsläufig Meinungsverschiedenheiten ergeben, scheint eine Auseinandersetzung über das Kriegsgeschehen unausweichlich.

<sup>114</sup> Ebd., S. 298.

<sup>115</sup> Hofmannsthal an Ottonie Gräfin Degenfeld, Semmering bei Wien, 27. März 1914 (ebd., S. 306).

<sup>116</sup> Hofmannsthal an seinen Vater, Paris, 9. Mai 1914; Original im DLA, A: Hofmannsthal, 71.603/10. Den Hinweis auf diesen Brief verdanke ich ebenfalls Dr. Konrad Heumann.

Während Hofmannsthal eher zu den Zeitgenossen zählt, die den Krieg noch als emphatisch begrüßen,<sup>117</sup> ist Stauffenberg schon bald vom Irrsinn aller Kampfhandlungen überzeugt. Angesichts dessen, was der Krieg allein an schweren körperlichen und seelischen Leiden bei allen Beteiligten verursacht, verzweifelt Stauffenberg gleich doppelt, als Arzt und als Privatmensch. Hofmannsthal hingegen, eher patriotisch gestimmt und dem Elan des Nationalen erlegen, scheint die Grausamkeiten des Geschehens lange Zeit beinahe vollständig zu verdrängen bzw. auszublenden. Sein Eskapismus führt ihn mitunter soweit ins Imaginäre fort, dass er von den Auseinandersetzungen lediglich »die unermesslichen Gewinne im Geistigen und Sittlichen«<sup>118</sup> verspürt bzw. erwartet. Nach eigener Aussage befindet sich der Dichter in den ersten Kriegsmonaten sogar in »einem Zustand von solcher Helligkeit, einer solchen Nähe zu allem Hohen, Schönen«<sup>119</sup>, dass er sich im Gegensatz zu vergangenen Jahren noch zusätzlich beflügelt fühlt. Ganz anders Stauffenberg, der sich ausgerechnet im einzig von ihm erhaltenen Brief an Hofmannsthal in aller Deutlichkeit gegen das – für ihn sinnlose – Kriegstreiben ausspricht:

*Wilhelm von Stauffenberg an Hugo von Hofmannsthal*<sup>120</sup>

Bin nur für wenige  
Tage hier bei Lichnowsky

[Buchenstr. 2] Berlin<sup>121</sup>  
[Derfflingerstr.]  
[Tel. Lützow 6808.]

Lieber Herr v[on] Hofmannsthal!

Ich war krank u[nd] konnte nicht schreiben – sonst hätte ich früher Ihnen sagen können wie gut u[nd] wohltuend Ihr Brief war u[nd] wie dankbar ich im Geiste [ich] Ihre Hand gedrückt habe.<sup>122</sup>

<sup>117</sup> Vgl. HH, S. 39.

<sup>118</sup> Hofmannsthal an Ottonie von Degenfeld, Rodaun, 15. Januar 1915 (BW Degenfeld [1986], S. 323).

<sup>119</sup> Hofmannsthal an Julie Freifrau von Wendelstadt, Wien, 28. Oktober 1914 (ebd., 552).

<sup>120</sup> Undatiert; Original im Nachlass Hugo von Hofmannsthal, Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe Museum, Hs-30910. Für die Bereitstellung des Briefes danke ich herzlich Frau Prof. Dr. Bohnenkamp-Renken, Dr. Konrad Heumann und Bettina Zimmermann (Frankfurt a. M.); für die Hilfe bei der Transkription ebenfalls Hans Grüters (†), Walter Simon (Tübingen) und Dr. Renate Scharffenberg (†).

<sup>121</sup> Gedruckter Briefkopf; Ortsangabe im Original handschriftlich ergänzt; Abbildung: Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum (Hs-30910).

<sup>122</sup> Die Formulierung legt nahe, dass es seinerzeit eine Korrespondenz zwischen Stauffenberg und Hofmannsthal gegeben haben muss. Weitere Briefe konnten bislang nicht ermittelt werden.

Den wir für einige  
Zeuge für die Dignität

BUCHENSTR. 2  
DERFFLINGERSTR.  
TEL. LÜTZOW 6808.

Berlin

Liebe Frau & Aufmerksam!

Es sind Punkte & Punkte auf Symbole.  
Jede Seite ist für die Augen  
Wissen die gut & das ist die  
Sinn und in die Distanz in  
Ganz in die Hand gedrückt sein.

Je jedes Zeichen von Erkennung  
jede Seite von Zusammengehörigkeit  
ist ein so gute Sache jetzt - wo man  
noch staunend u[nd] verständnislos  
einem solchen wahnsinnigen Geschehen  
gegenübersteht.

Nur kann ich an dieser Zeit nicht das sehen was alle Welt begeistert - nichts Großes - oder wenigstens liegt das in einem ganz anderen Gebiet als das ist, was einen im Innersten bedrückt u[nd] belastet - nicht die

Mein Name ist ein großer Buch  
wie der Name des alten Mannes  
Langezeit - nicht Gerecht - aber  
denn ich liegt die in einem ganz  
anderen Gefühl und das ist, und  
nicht in demselben Gefühl?  
Lustig - nicht in demselben  
Gefühl? - In demselben  
das Buch - aber das ganze  
cynische Widerlegung jedes  
herkömmlichen Glaubens an einen  
Fortschritt der Menschheit

ungeheure Gewaltigkeit – die Sinnlosigkeit des Todes – aber diese geradezu cynische Widerlegung jedes keimenden Glaubens an einen Fortschritt der Menschheit.

Das ist lähmend – Und jeder Sieg ist eine neue Befestigung für diese[s] kommende Regiment des Hasses u[nd] der Verblendung. Vielleicht sollte man solche Gedanken nicht äußern aber in mir ist dieses Gefühl von

Das ist ein Verbrechen - Und jeder Tag ist  
 eine neue Entschuldigun für diese Verbrechen  
 (Danzig) und die Kräfte in der Welt  
 (Lauter) sollen man solche Gedanken  
 nicht aufheben als in uns ist diese Gerechtigkeit  
 um den Damm an alle Menschen  
 zu setzen. Das Verbrechen ist  
 dieses Verbrechen -  
 Dies ist ein Verbrechen ist ein Verbrechen  
 Menschen bringen die ein - ist ein  
 Verbrechen ist ein Verbrechen!  
 Es schwindelt einem wenn man den  
 ersten Schritt zu einem ist ein  
 Verbrechen ist ein Verbrechen

dem Verrat an aller Menschlichkeit so stark, dass kaum ein anderes dagegen aufkommt -

Wie gut es dabei ist wenn einem Menschen begegnen die einen aus reiner Menschlichkeit heraus begrüßen!

Es schwindelt einem wenn man denkt welche Arbeit zu leisten ist um den Schutt dieser Katastrophe wegzuräumen und wieder den Blick um

Und nicht der Blau  
zu einer Spitze in der Spitze  
je weiter - in jeder Einzelheit  
und im Ganzen - denn man  
gibt Leben unser man kann  
glauben.

Denk nur daran es könnte  
niemand nicht eine Stunde  
zusammen bringen!

Freundlich grüßt Sie

W. Stauffenberg

einen Schritt in die Höhe zu verlegen – in jedem Einzelnen und im Ganzen – denn um zu leben muß man daran glauben.

Wie schön wäre es könnten wir einmal wieder eine Stunde zusammen verbringen!

Herzlich grüßt Sie

Ihr

W Stauffenberg

Im Umkreis Hofmannsthals gibt es nur wenige, die so luzide über den Krieg und seine Folgen urteilen wie Stauffenberg. Das Vertrauensverhältnis der beiden Männer erlaubt offenbar eine entsprechende Aufrichtigkeit und die Beziehung zwischen Hofmannsthal und dem Münchner Freund leidet keineswegs unter einer derartigen Verständigung. Zwar ist man sich nicht immer einig, aber man ist doch grundsätzlich interessiert aneinander.<sup>123</sup>

Der Wunsch, sich auch während der Kriegsjahre irgendwo zu begegnen – ob in München oder in Berlin – ist beiderseits groß und dennoch weitgehend aussichtslos. Stets sprechen viele Umstände dagegen. So scheitert beispielsweise auch eines der wenigen möglichen Treffen Stauffenbergs mit dem Dichter »zwischen Dezember 1915 und Februar 1916«. <sup>124</sup> Hofmannsthal wird Mechtilde Lichnowsky in einem Brief später darüber unterrichten:

Sie müssen, wenn Sie schreiben, Stauffenberg immer sehr von mir grüßen. Wie traurig war ich im vergangenen Jahr, als plötzlich seine Karte in meinem Hotel lag, ohne Adresse, so daß ich ihn nicht suchen, ihm nicht schreiben konnte.<sup>125</sup>

Und auch in seinem nächsten Brief an die Fürstin bleibt dem Dichter nur, noch einmal seine Verbundenheit mit dem Freund zu bekräftigen: »Sagen Sie Stauffenberg, wenn Sie an ihn schreiben, daß ich viel an ihn denke: beim Lesen, beim Nachdenken ist er auf einmal da. –«<sup>126</sup>

Ob Hofmannsthal und Stauffenberg sich ungeachtet aller Widrigkeiten der Kriegsjahre überhaupt während dieser Zeit irgendwo persönlich begegnet sind, bleibt unwahrscheinlich. Am 13. Februar 1918 macht jedenfalls die Nachricht vom Hinscheiden des Arztes auf einen Schlag alle Hoff-

<sup>123</sup> Beispielsweise gehörte Wilhelm von Stauffenberg 1915, unter seiner Adresse »Dr. Wilhelm Freiherr von Stauffenberg Krankenhaus links der Isar München« (SW XXXVIII, S. 659) zu den möglichen Interessenten für die von Hugo von Hofmannsthal im Leipziger Insel-Verlag herausgegebene Reihe der »Österreichischen Bibliothek« (zwischen 1915 und 1917 erschienen insgesamt 26 Bände im Format der Inselbücherei). Diesen Hinweis verdanke ich Ellen Ritter (†).

<sup>124</sup> BW Lichnowsky, S. 194.

<sup>125</sup> Hofmannsthal an Fürstin Mechtilde Lichnowsky, Berlin, [zwischen Dezember 1915 und Februar 1916] (BW Lichnowsky, S. 194).

<sup>126</sup> Hofmannsthal an Fürstin Mechtilde Lichnowsky, Berlin, 10. Januar [1916] (ebd., S. 196).

nung auf ein Wiedersehen zunichte.<sup>127</sup> Völlig überraschend erfährt auch Hofmannsthal vom Tod seines Freundes. Entsprechend fassungslos schreibt er an Mechtilde Lichnowsky am 14. März 1918 von Berlin aus:

[...] ich bin so maßlos betrübt über den Tod von Stauffenberg. Ich hab es ja immer gewusst, daß er von einem Tag zum andern fort sein wird, aber nun, wo es wirklich geschehen ist, ist es furchtbar rätselhaft und undurchdringlich. Daß seine Hände nirgends mehr da sind, seine schöne schwache Stimme – das alles nirgends, gar nirgends. Es ist schon so rätselhaft u. verstörend, wenn man ein Ding nicht mehr finden kann – aber solch ein Mensch, und fort, fort.<sup>128</sup>

In der Gewissheit, den Freund endgültig verloren zu haben, fügt Hofmannsthal seinem Tagebucheintrag über die erste Begegnung mit Wilhelm von Stauffenberg nachträglich das nunmehr feststehende Todesdatum hinzu: »† 1918 im Frühjahr.«<sup>129</sup>

<sup>127</sup> Wilhelm von Stauffenberg erliegt an diesem Tag seiner Erkrankung und stirbt – nach nur zwei Tagen – an einer Pneumonie.

<sup>128</sup> Hofmannsthal an Fürstin Mechtilde Lichnowsky, Berlin, 14. März 1918 (BW Lichnowsky, S 197 f.).

<sup>129</sup> SW XXXVIII Aufzeichnungen, S. 562.

